

Wolfdietrich Hartung

Perspektiven auf Sprache. Über Veränderungen in unserem Verständnis von Sprache

Vortrag am 17. 10. 2002 in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften

1. Was meinen wir mit „Sprache“?

Als Sprache bezeichnen wir etwas, von dem offensichtlich jeder eine Vorstellung hat. Insofern scheinen wir es mit einem mehr oder weniger „einfachen Begriff“ zu tun zu haben. Und doch gibt es eine größere Zahl von Sprachdefinitionen, die miteinander konkurrieren und wenigstens partiell auch relativ unterschiedlich sind. Also kein so einfacher Begriff? Über Sprache wissen wir scheinbar recht viel, so viel jedenfalls, dass die meisten Menschen glauben mitreden zu können, wenn es um Sprache geht, oder wenn es auszudrücken gilt, dass eine weitere Gewinnung oder Verbreitung von Wissen über Sprache – wie es in früheren Zeiten auch noch die Schule vermittelte – heute eher zu vernachlässigen sei. Man meint schnell, dass es Wichtigeres oder Strittigeres gibt. Und doch ist unser Wissen über Sprache – bei aller Anerkennung des bisher Erreichten – höchst lückenhaft und unvollkommen.

Diese widersprüchliche Situation hängt ohne Zweifel damit zusammen, dass das Verfügen über Sprache untrennbar mit dem Mensch-Sein verbunden ist. Sprache ist eine ganz wesentliche Voraussetzung für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen. Und wenn man Sprache nicht zu weit versteht, dann unterscheidet sie den Menschen vom Tier, indem sie eine geistige Ausstattung begründete, die einen qualitativ neuen und ausschlaggebenden Vorteil in der Evolution darstellt. Mit Sprache verbinden sich also sowohl entscheidende *biologische* oder *genetische* Merkmale des Mensch-Seins wie auch die erstaunlichen Chancen einer sozialen und jedenfalls in der Tendenz auf Vernunft gegründeten Existenz des Menschen.

Weil dies so ist, hat das Nachdenken über Sprache faktisch immer auch etwas zu tun mit dem Nachdenken über das Mensch-Sein, mit dem Versuch, den Ort des Menschen (besser oder überhaupt erst) zu verstehen. Deshalb ist das Interesse an der Sprache so andauernd und weitgefächert und bleibt doch

auch wieder oberflächlich. Was an der Sprache für wichtig gehalten wird, welche ihrer Seiten besonders herausgehoben werden, mit welchen *Perspektiven* man sich ihr also nähert, wird in erheblichem Umfang durch jeweils besondere Bedürfnisse der Sinn-Suche beeinflusst. Und über gesellschaftlich akzeptierte Wertungen liefern solche Perspektiven dann bevorzugte Analogien (Bilder, Begriffe und zu übernehmende Denkweisen) sowie Leitideen, die ihrerseits die Forschungsfragen der mit der Sprache befassten Wissenschaften mitbestimmen.

Im folgenden will ich natürlich von der Sprachwissenschaft reden. Aber ich werde die disziplinären Grenzen, sofern es die in einem schärferen Sinn überhaupt gibt, immer wieder überschreiten müssen – auch mit allen sich daraus ergebenden Gefahren. Es geht mir also weniger um „Neues in der Sprachwissenschaft“, sondern eher um Akzentsetzungen in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte mit einem Schwerpunkt in der Sprachwissenschaft und mit einem Blick auf aktuelle Entwicklungen in den Auffassungen von menschlicher Kultur, die eben ohne Vermittlung über die Sprache undenkbar ist.

Was also ist Sprache? Wie und wo tritt sie uns entgegen? De Saussure formulierte zu Beginn des vorigen, des 20. Jahrhunderts mehrere Unterscheidungen, die fortan in der einen oder anderen Weise „Bereiche“ des Gegenstandes einer Sprach-Wissenschaft von einander abgrenzten. So unterschied er zwischen der *Sprache* als der *Norm* aller Äußerungen (*Langue*) und dem *Sprechen* (*Parole*) als einem *Akt* zwischen den kommunizierenden Individuen. Die *Langue* war für ihn eine *soziale* Erscheinung, zu verstehen als ein sich herausbildender Durchschnitt des Sprechens vieler, in bestimmter Weise geordnet und in dieser Geordnetheit oder *Systemhaftigkeit* als gesonderter Gegenstand untersuchbar. Die *Parole* dagegen hat zwar auch immer eine soziale Seite, aber sie ist gleichzeitig und wesentlich *individuell*, immer wieder verschiedenartig, und sie besitzt eine *physische* und eine *psychische* Seite. Sprache ist also ein (wesentlicher) Teil der Rede, fällt aber nicht mit ihr zusammen. Sprache als solche und losgelöst von der Rede kann Untersuchungsgegenstand sein und in dieser Abgrenzung sogar der *eigentliche* Gegenstand der Sprachwissenschaft, während andere Bereiche mehr die Ränder der Disziplin oder schon andere Disziplinen beschäftigen. Ermöglicht werde Sprache letzten Endes durch eine vorgängige, psychologisch festzumachende *Sprachfähigkeit*, die die verschiedenen Gegenstände zusammenhält. (Vgl. zu diesen Begriffsbildungen de Saussure, 1969.)

Die in mancher Hinsicht nicht sehr scharfen und auch unterschiedlich interpretierbaren Unterscheidungen de Saussures haben dennoch die Definition

und Zuordnung linguistischer Gegenstände im 20. Jahrhundert wesentlich bestimmt und später auch die modernere Unterscheidung von *Kompetenz* und *Performanz* beeinflusst.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Steinthal bereits ähnliche Unterscheidungen vorgenommen. Für ihn war Sprache Äußerung der bewussten inneren, d.h. seelischen und geistigen, Bewegungen, Zustände und Verhältnisse durch den artikulierten Laut. Dabei unterschied er dreierlei:

1. *Sprechen* als die Handlung oder Ausübung von Sprache;
2. die *Sprachfähigkeit* als physiologische Kraft, artikuliert Laute hervorbringen; zur Sprachfähigkeit rechnete er auch alles, was als der Sprache vorausgehend gedacht wird und geäußert werden soll; und
3. schließlich das *Sprachmaterial*, zu dem alle durch die Sprachfähigkeit geschaffenen Elemente gehören, die immer wieder von neuem angewandt werden. Das Sprachmaterial eines Volkes macht dann eine (Einzel-)Sprache aus. (1855, 137ff.)

Aber auch schon W. v. Humboldts Sprachkonzept wies in eine ähnliche Richtung. Er unterschied zwischen dem *Organismus* der Sprache und ihrem *Gebrauch*. Ersterer sei ein geistiger Besitz, ein im Bewusstsein verankertes Prinzip; im Gebrauch dagegen erzeuge sich die Sprache, ein Vorrat von Wörtern und Regeln, der zu einer vom Redenden unabhängigen Macht anwächst. Die Besonderheit der Sprache liegt nicht in ihrer „toten“ Existenz, sondern im Akt des Hervorbringens, sie ist deshalb etwas beständig Vorübergehendes, kein Werk (*Ergon*), sondern eine Tätigkeit (*Energeia*) des Geistes (vgl. W. von Humboldt 1963).

Nicht alle Bereiche des so abgesteckten Ortes werden allerdings innerhalb der Linguistik oder nur in ihr untersucht. Die jeweils zu formulierenden Forschungsfragen orientieren sich notwendigerweise an den jeweiligen disziplinären Traditionen und ebenso an aktuellen Bedürfnissen, der oben angesprochenen Sinn-Suche etwa. Es ist also nur bedingt möglich und sinnvoll, die Bereiche eindeutig auf Disziplinen aufzuteilen. So hat es in der Sprachwissenschaft faktisch immer Bestrebungen gegeben, sich mit einem *erweiterten* Gegenstand zu beschäftigen, während andere sich auf einen *engeren*, „eigentlichen“ Gegenstand beschränkt haben. Eine starre Verteilung auf die Disziplinen kann sich offensichtlich auch als hemmend erweisen. Zumindest was die Formulierbarkeit neuer Fragen betrifft, die dann neue Disziplinen (die sog. Bindestrich-Linguistiken etwa) erforderlich machte.

Mit dem Ort, den wir der *Sprache* zugewiesen haben, und den Interessen, die wir an Erkenntnissen über die verschiedenen Seiten dieses Ortes haben,

hängt zusammen, dass es offensichtlich nicht beliebig viele Perspektiven auf Sprache gibt. Manches ist immer wieder wichtiger (oder interessanter) als anderes. Unser Interesse ist auch davon abhängig, wie wir es zu formulieren vermögen, wie wir es anderen verständlich machen. Und das wiederum ist (auch) davon abhängig, was unsere Vorgänger an Formulierungsarbeit geleistet haben, welche Begriffssysteme sie geschaffen haben, ob es überhaupt eine „Sprache“ gibt, in der wir unser Anliegen vortragen können.

Beispiele für *mögliche Perspektiven auf Sprache* sind etwa diese:

1. Das Zugeordnetsein von Laut und Bedeutung, mit einem besonderen Interesse an der Richtigkeit oder Zulässigkeit dieses Verhältnisses. Das vor allem macht ja das *System* und die *Norm* aus.
2. Das Hervorgegangensein von Äußerungen aus dem „menschlichen Geist“, die darin deutlich werdende Besonderheit des Menschen, seine Stellung zu anderen Lebewesen, das strukturelle und inhaltliche Verhältnis zwischen Sprechen/Sprache und Denken/Denkstrukturen und schließlich die Möglichkeit menschlichen Geistes überhaupt.
3. Das Verwachsenensein von Sprache und Sprechweisen (Kommunikationsroutinen, Kommunikationspraktiken) mit „Kulturen“, wobei interessiert, ob und in welchem Umfang sprachliche Vielfalt, die wohl das auffallendste Merkmal beim Vergleichen von Äußerungen/Texten ist, kulturbedingt sein kann bzw. wie sie Kultur konstituiert, wie sie auch identitätsstiftend wirkt, welche soziale Bedeutung sie erhalten kann.
4. Das Integriertsein oder auch nur das Aufeinanderbezogenensein von Sprechen und menschlichem Handeln, mit dem besonderen Interesse am Zustandebringen, Aufrechterhalten und Verbessern von Interaktion.

2. Die beiden dominierenden Perspektiven

Oder fassen wir es noch einmal anders zusammen: Es sind vor allem zwei Eigenschaften, die menschliche Sprache so faszinierend machen. Anders als andere von Lebewesen hervorgebrachte Zeichensysteme erreicht sie mit sparsamsten Mitteln eine unwahrscheinliche semiotische Tiefe. Wohl kann auch sie nicht „alles“ ausdrücken, doch die Grenzen des Ausdrückbaren sind schwer festzumachen und lassen sich auch immer wieder hinausschieben. Wie ist das möglich? Und das andere ist, dass uns Sprache immer begleitet, wenn wir mit anderen Menschen zusammen sind. Sie erschließt uns das Miteinander (dann natürlich auch uns selbst) in einem sehr direkten Sinn. Was aber geschieht dabei? Wird durch Sprache ein Stück dieser *sozialen Wirklich-*

keit geschaffen? Wird sie nicht auch selbst auf eine besondere Weise davon geprägt, erfährt eine neue Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit?

Eine der großen Ideen, die in der Linguistik einen echten Perspektiven-Wechsel auslöste und die ihre Lebensfähigkeit bis in die Gegenwart behauptet, war ohne Zweifel die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Idee einer *generativen Grammatik*, die Vorstellung also, dass die Grammatik, als der Kern einer Sprache, ein „Apparat“ sei, der bestimmte Arten von Regeln enthält, deren sukzessive Anwendung Symbolketten erzeugt, die auf einer Endstufe der Ableitung Sätzen oder Äußerungen entsprechen, und dass sich aus der Reihenfolge der Regelanwendungen und aus den Regeltypen sowohl Strukturbeschreibungen dieser Sätze wie auch bestimmte Beziehungen zwischen Sätzen rekonstruieren lassen. Sicher, ein wichtiger Teil dieser Idee war ebenfalls bereits bei W. v. Humboldt da:

„Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloss ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muss derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen ... hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muss daher *von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen*.“ (1963, 477; Hervorhebung von mir.)

Die Vorstellung des „Apparates“ war bei Noam Chomsky, dem Begründer der generativen Grammatik, deutlich durch die damals interessant gewordene Automatentheorie inspiriert – auch ein Beispiel dafür, wie aus Analogien Leitideen entstehen und wissenschaftlichem Denken ein bestimmtes Gerüst geben. Das Erklärungsziel der generativen Grammatik war zunächst noch relativ eng formuliert: grammatisch richtige von grammatisch falschen Sätzen zu unterscheiden. Und es hieß noch recht unbestimmt: „a grammar mirrors the behavior of the speaker who ... can produce or understand an indefinite number of new sentences“ (Chomsky 1957, 15). Verglichen mit der Grammatikforschung, die es bis zu diesem Zeitpunkt gab, war dies allerdings eine echte Revolution, die Grammatikmodelle eigentlich erst möglich und vor allem untereinander vergleichbar machte. In welche Richtung die *erklärende Kraft* gehen sollte, wurde schon früh deutlich. Etwa zeitgleich mit Chomskys „Syntactic Structures“ erschien Skinners dem Behaviorismus verpflichtete Buch „Verbal Behavior“, das Chomsky in einer viel beachteten Rezension einer grundsätzlichen Kritik unterzog. Für Skinner waren die *äußeren Faktoren* (Stimulus, Reaktion und Bekräftigung) von ent-

scheidender Bedeutung, für Chomsky dagegen eine fundamentale *innere Prägung*, die als von der Umgebung völlig unabhängig vorgestellt wurde.¹

Die von der generativen Grammatik in Aussicht gestellten Modellvergleiche blieben allerdings einseitig und sind nie von allen, vor allem nicht von „den anderen“, akzeptiert worden. Sie führten aber zu einer ausgedehnten Beschäftigung mit dem Problem der Adäquatheit einer linguistischen Theorie und zur Umformulierung und Präzisierung des Ziels einer generativen Grammatik. Es wurden drei Arten von Adäquatheit unterschieden: *Beobachtungsadäquatheit* erreicht eine Theorie, wenn sie alle sprachlichen Daten erfasst (was relativ leicht gelingt). *Beschreibungsadäquatheit* muss außerdem die Kompetenz eines Muttersprachlers abbilden, also Aussagen ableitbar machen über das Wissen, das notwendig ist, um etwa Sätze strukturell unterscheiden zu können und ihnen entsprechende Bedeutungen zuzuordnen. *Erklärungsadäquatheit* schließlich schließt die als universell zu verstehende Sprachfähigkeit ein, also die allgemeinen Eigenschaften, die den Spracherwerb bestimmen und die mehr oder weniger offensichtlich zur biologischen Ausstattung des Menschen gehören. Bei der Frage nach der biologischen Ausstattung stehen naturgemäß allgemeine Kategorisierungsprinzipien im Mittelpunkt, die den *Spracherwerb* bestimmen; das Einzelne der verschiedenen Sprachen erscheint als aus diesen Prinzipien *ableitbar*.

Die generative Grammatik hat sich sehr bald diesem in besonderer Weise an *sprachlichen Universalien* interessierten Ziel verschrieben. Dabei ist sie – das versteht sich von selbst und soll hier nicht weiter verfolgt werden – in einem halben Jahrhundert mehrfach über zunächst verfolgte Grundkonzepte hinausgegangen. Die Regel-Modelle der Anfangszeit sind längst durch andere ersetzt. Chomsky spricht selbst von einem Perspektiven-Wechsel, der von einer Untersuchung des Verhaltens und seiner Produkte (Äußerungen, Texte) zur Untersuchung der inneren Mechanismen geführt hat, die in menschliches Denken und Handeln eingehen. Im Grunde hat erst dieser Perspektiven-Wechsel die Anbindung an die kognitiven Wissenschaften und die „kognitive Revolution“ möglich gemacht.

Chomsky hat nie aufgehört, das Anliegen seines Konzepts von Linguistik immer wieder zu formulieren, vor wenigen Jahren (1997) etwa so: Das Sprach-Organ ist, wie andere Organe auch, genetisch bedingt. Die Linguistik hat den Ausgangszustand der Sprachfähigkeit zu untersuchen, einen *Langua-*

1 Eine auszugsweise Wiedergabe der betreffenden Texte von Skinner und Chomsky findet sich in Holzer/Steinbacher (1972, S. 46–85), der volle Text von Chomskys Rezension einschließlich eines Vorwortes zum Reprint von 1967 unter: http://monkeyfist.com/Chomsky-Archive/linguistic/skinner2_html.

ge *Acquisition Device*, welchen Input der haben muss, so dass jede beliebige Sprache der Output sein kann. Und das sei eine abstrakte Beschreibung, die in Begriffen von Eigenschaften zu geben ist, die das Gehirn irgendwie besitzen muss (Chomsky, 1997).²

Bei der Einschätzung der bisher erreichten Erkenntnis bleibt Chomsky extrem vorsichtig, begründet dies allerdings – und das halte ich für besonders bemerkenswert – mit der kaum vorstellbaren Komplexität des menschlichen Gehirns:

„The problems that remain are considerable, to put it mildly. The human mind/brain is perhaps the most complex object in the universe, and we barely begin to comprehend the ways it is constituted and functions. Within it, language seems to occupy a central place, and at least on the surface, the variety and complexity are daunting.“ (Ebenda)

Chomsky unterstreicht auch (ebenda), dass der Untersuchungsgegenstand von den besonderen Interessen und den gestellten Fragen abhängt und dass die menschliche Sprache unter zahlreichen anderen Gesichtspunkten als dem von ihm verfolgten untersucht werden kann.

Was die Rezeption seiner Arbeiten und die Akzeptanz seiner Ideen als *neben* anderen gültigen gelegentlich schwer macht, ist der oft abstrakt-technische Charakter der verwendeten Begriffssysteme und eine gewisse holzschnittartige Verengung der Argumentation. Auf den Vorwurf der Unverständlichkeit reagiert er gern mit dem Hinweis, dass jede Wissenschaft ihre Fachsprache hat, die für Laien schwer verständlich ist. Das allerdings berührt wohl nur einen Teil des Problems. Und seine Argumentation – so sachlich richtig sie sein mag – ist bisweilen geeignet, Vertreter anderer Ansätze auszugrenzen. In einem in „The Architecture of Language“ wiedergegebenen Interview sagte er auf die Frage, warum bei ihm *community*, *culture* oder *Zweisprachigkeit* nicht vorkämen, dass daran doch nichts Besonderes sei:

„People aren't clones and as long as there is some diversity, you're going to have some small variety of multilingualism. It may be so small that you won't call it 'multilingualism' but there will be some variety. ... To say that people speak different languages is a bit like saying they live in different places or look different.“ (Chomsky, 2000)

Oder:

“To say that language is not innate is to say that there is no difference between my granddaughter, a rock and a rabbit. In other words, if you take a

2 Bei Texten, die aus dem Internet heruntergeladen wurden, können – sofern sie keine beständige Zählung mitbringen – leider keine Seitenzahlen angegeben werden.

rock, a rabbit and my granddaughter and put them in a community where people are talking English, they'll all learn English. If people believe that, then they believe that language is not innate." (Ebenda).

Für viele Linguisten war und ist die mit der Orientierung auf die Sprachfähigkeit verbundene Betonung der genetischen Vorgaben zu einseitig. Ich meine, dass sich das Problem reduziert oder sogar auflöst, wenn man sich klar macht, dass sich beide Perspektiven nicht auf dasselbe beziehen. Universelle Eigenschaften des Language Acquisition Device schließen doch nicht aus, dass im Output des Sprachorgans auch solche Kommunikationserfahrungen verarbeitet sind, die möglicherweise über viele Generationen oder ganze Kulturen fest sind, ohne dass sie zu Erbanlagen werden, und sie schließen vor allem nicht aus, dass die der Kompetenz innewohnenden zahlreichen Varianten eine soziale Bedeutung haben oder annehmen können, wenn sie von sozial bewerteten, mit Prestige versehenen Sprechern oder in besonderen Situationen verwendet werden. Auch wenn Chomsky und seine Anhänger dies gelegentlich bestreiten oder für ein mehr oder weniger uninteressantes Thema halten.

Glaubte man den Mitteilungen auf den Wissenschaftsseiten vieler Zeitungen, dann könnte man denken, dass die genetische Verankerung der Sprache inzwischen nachgewiesen sei. So taucht seit etwa zwei Jahren die Meldung auf, dass ein *Sprach-Gen* gefunden worden sei. Bei der Untersuchung einer englischen Familie, in der auffällige Sprachstörungen vorkommen, war man darauf gestoßen, dass ein bestimmtes Gen, FoxP2, in dieser Familie winzige Mutationen aufwies. FoxP2 kommt ziemlich konstant bei allen Säugetieren vor. Geringfügig ändert es sich erst bei der Trennung des Menschen vom Affen. Die Unterschiede bestehen im Vorkommen ganz bestimmter Aminosäuren. Oder genauer: Dieses Gen enthält den Bauplan für ein Protein, das aus 715 Aminosäuren besteht, die die Weitergabe genetischer Information steuern und auf diese Weise andere Gene kontrollieren. Wir wissen also, dass dieses Gen etwas mit dem Herausbilden des Sprachorgans und insofern etwas mit dem Erwerb der Sprache zu tun hat. Was dabei aber im einzelnen abläuft und wie wir solche Abläufe auf bekannte Eigenschaften der Sprache beziehen können, wissen wir noch lange nicht.

* * *

Wenig später als die generative Grammatik, etwa in der Mitte der 60er Jahre, begann sich eine andere Perspektive zu verbreiten, die in der Sprache (vor allem) eine *soziale* Erscheinung sah. „Sozial“ musste dabei nicht spezifiziert sein. Es konnte irgendwelche Bindungen sprachlicher an soziale Merkmale der Sprecher oder Besonderheiten des Verwendens von Sprache in sozial definierten Situationen ebenso umfassen wie die selbstverständliche Tatsache,

dass Sprache nicht unabhängig von einer sie benutzenden Gemeinschaft existiert und sich dank dieser „dienenden“ Rolle mit sozialen Zwecken verbindet. Diese Perspektive verstand sich im Allgemeinen nicht als Alternative zur generativen Grammatik, sondern eher zu einer sozial uninteressierten Linguistik, zu einer Forschungshaltung also, die für die ältere Linguistik weithin, aber auch für den Strukturalismus und natürlich die generative Grammatik charakteristisch war. Motivationen kamen namentlich von den politischen Veränderungen der 60er und 70er Jahre, von den Protest- und Studentenbewegungen in einigen westlichen Ländern, aber auch von möglich gewordenen Neuorientierungen in einigen östlichen, in besonderem Maße auch in der DDR. Im Unterschied zur generativen Grammatik und teilweise dann auch in Auseinandersetzung mit ihr versuchte die soziale Perspektive, Eigenschaften der Sprache aus der letztlich sozialen Situation des Kommunizierens heraus zu erklären. Was übrigens auch nicht unbedingt eine neue Idee war, sondern ebenfalls bereits bei W. v. Humboldt anklingt (vgl. etwa seine Arbeit zum Dualis).

Ein wichtiger Punkt in der Auseinandersetzung war auch das Verhältnis zur Empirie. Die generative Grammatik war ja mit dem Anspruch aufgetreten, ein ganz neues Niveau von Wissenschaftlichkeit zu verkörpern. Ihre Gegner konterten, dass sich die empirische Basis dieser Wissenschaftlichkeit allerdings auf einen idealen Sprecher/Hörer beschränke, auf die sprachliche Kompetenz des Untersuchenden letztlich, der grammatische von ungrammatischen Sätzen unterscheiden kann, was bedeute, dass dieser für seine Untersuchung außer dem, was er selbst im Kopf hat, nichts weiter brauche. Demgegenüber würden die sozial oder kommunikativ orientierten Ansätze in einem gewissen Umfang wenigstens tatsächliche Kommunikation festhalten und analysieren (was ihnen neben dem immer richtigen Vorwurf ungenügend repräsentativer Daten auch den des Anekdotischen einbrachte). Doch auch dieser Streit erweist sich größtenteils als überflüssig, wenn man sich klar macht, welche Fragen eigentlich beantwortet werden sollen.

In relativ kurzer Zeit entstanden Richtungen wie *Soziolinguistik*, *Psycholinguistik*, *Pragmalinguistik*, *Gesprächsanalyse*, *interaktionale Linguistik* und andere. Es war die Zeit, in der in manchen (westlichen) Ländern Universitäten auf- und ausgebaut wurden; unter den Lehrenden vollzog sich ein Generationswechsel; all dies begünstigte das Entstehen neuer Ansätze. Manches hat inzwischen wieder an Bedeutung verloren. Insgesamt haben die genannten Richtungen jedoch ihre Lebensfähigkeit bewiesen. Und man kann sagen, dass in den meisten Ländern die Mehrheit der Linguisten immer noch auf einem dieser Gebiete arbeitet.

Impulse für Begriffsbildung und Leitideen für diese Richtungen kamen aus der Psychologie und Soziologie, teilweise auch aus der Philosophie. Vor allem in der Frühphase war dies die Ko-Varianz von Sprachlichem und Sozialem, der Versuch also, das Vorkommen sprachlicher Merkmale an soziale Charakteristika der Sprecher oder der Kommunikationssituation zu binden. Ein weiter gehender, in der Betrachtungsweise teilweise sogar entgegengesetzter Schritt war dann die Vorstellung, dass durch die Verwendung bestimmter Sprachformen Situationen oder „Kontexte“ *geschaffen* werden. Eine neue Leitidee erwies sich bald als fruchtbar: im Sprechen eine *Tätigkeit* oder ein *Handeln* zu sehen, verbale Kommunikation also mit den Merkmalen von Tätigkeiten oder (oft mit einem bewussten Unterschied dieser beiden Begriffe) Handlungen auszustatten, zu denen vor allem ein Ziel und eine bestimmte Menge von zielgerichteten Teiloperationen gehören sowie ein bestimmtes Verhältnis zu anderen Tätigkeiten (aus denen Kommunikation folgt, sie ersetzt, sie koordiniert usw.). Dies schuf ein enorm produktives Gedankengerüst für die auch theoretische Einordnung von Sprache/Sprechen in gesellschaftliche Zusammenhänge. Sprache und Kommunikation hörten auf, etwas Zusätzliches in diesen Zusammenhängen zu sein; sie wurden wesentlich, mitbestimmend auch für unser Verständnis von Gesellschaft. Anregungen kamen einmal aus der sowjetischen Psychologie, die sich in der Tradition von Wygotski um eine *Tätigkeitstheorie* bemühte, und zum andern aus der in der Wittgenstein-Tradition von Austin und Searle entwickelten *Sprechaktttheorie*; für die Gesprächsforschung und die interaktionale Linguistik kamen sie auch aus der *Konversationsanalyse* und der *Ethnomethodologie*. Diesen Richtungen im einzelnen nachzugehen, ist hier leider nicht der Ort.

Ihre Ergebnisse sollte man ähnlich vorsichtig einschätzen wie Chomsky die der kognitiven Linguistik einschätzt: Je mehr wir wissen, desto deutlicher wird auch, was wir nicht wissen. Aber wir wissen inzwischen doch manches. Ohne Soziolinguistik ist moderne Sprach- und Bildungspolitik nicht denkbar, ohne Gesprächsanalyse kein Kommunikations-Training, ganz zu schweigen von den nicht wenigen Einsichten in die Rolle, die Sprache und Kommunikation für das soziale Zusammenleben der Menschen spielen. Auch die alte Frage nach dem tatsächlichen Verhältnis von Angeborenem und dem in einer gesellschaftlichen („kulturellen“) Umgebung Erworbenen ist alles andere als beantwortet. Die gegenwärtige Euphorie genetischer Erklärungsversuche dürfte bald durch eine intensivere Suche nach kulturellen Auslösern und Vermittlungen ergänzt werden. Übrigens war es ja gerade die Wygotski-Traditi-

on, die der biologischen Determiniertheit des Menschen eine „kulturhistorische“ an die Seite stellte und dafür auch eine Menge plausibler Forschungsergebnisse anführen konnte.³

Handlungs- und tätigkeitsorientierte Ansätze litten ein wenig unter der Illusion, dass man aus sprachlichen Indikatoren mehr oder weniger mühelos die *Intentionen* von Sprechern rekonstruieren könne. Der Tätigkeitstheorie wurde zudem von manchen vorgeworfen, dass sie sich auf Marx stützte. Paradoxerweise schloss dies nicht aus, dass ihr auch in der DDR teilweise mit Skepsis oder gar Misstrauen begegnet wurde.⁴

Problematisch ist die Instrumentalisierung konzeptueller Unterschiede in den vor allem bei knapper werdenden Mitteln sich zuspitzenden Verteilungskämpfen, die bereits in den 80er Jahren begannen. Der einen Seite wurde wissenschaftliche Bedeutungslosigkeit oder Beliebigkeit vorgeworfen, der anderen eine Verengung des Gegenstandes durch Verzicht auf fast alle interessanten Fragen. Ludwig Jäger hat 1993 in einem viel diskutierten und eine verbreitete Stimmung ausdrückenden Artikel zwei Traditionslinien, die Chomsky-Theorien und die Mead-Theorien, einander gegenübergestellt und zwei Thesen zur Geschichte der Linguistik formuliert: 1. sie lasse sich beschreiben als iterative Verdrängung von Mead-Theorien durch Chomsky-Theorien; 2. die Geschichte der Chomsky-Theorien sei eine Erosionsgeschichte des Erkenntnisgegenstandes Sprache; der werde schließlich so eng, dass er nicht mehr taugt, die Identität einer Disziplin Sprachwissenschaft zu gewährleisten (Jäger, 1993, 79). Die Linguistik sei in disziplinärer Auflösung begriffen (ebenda, 90), die Chomsky-Linguistik sei keine *Sprachwissenschaft* mehr und habe nur noch wenig zu tun „mit Sprache im Sinne ihrer kulturellen Existenz im realen Leben realer Menschen“ (ebenda, 94). Das ist in dieser Zuspitzung sicher nicht richtig, verständlich aber als Reaktion auf den Anspruch der Chomsky-Linguistik, die eigentliche oder allein wissenschaftliche Linguistik zu verkörpern. Als schärfster Kritiker ist damals Bierwisch aufgetreten, der Jägers Thesen für „ideologisch“ hielt und meinte, dass der in ihnen enthaltene

3 Wie wenig auch darüber ein „letztes“ Wort gesprochen ist, zeigt jetzt Keiler, 2002. Allerdings scheint die Zahl derer, die noch mitreden können oder wollen, im Schwinden begriffen zu sein.

4 Vgl. zu einigen Aspekten dieser Auseinandersetzungen unser noch zu DDR-Zeiten geschriebenes, aber erst später ausgeliefertes und dann schnell vergessenes Buch „Kommunikation und Wissen. Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsgebiet“ (Hartung, 1991). – Dazu und zum Gesamtkomplex auch die sehr um Genauigkeit und Differenziertheit bemühte, sie allerdings nicht immer erreichende Darstellung von Wurche, 1999.

Vorwurf nicht neu sei, „eine besonders törichte Variante hatte den Namen ‚Marxistisch-leninistische Sprachtheorie‘“ (Bierwisch, 1993, 112).

Vor allem die Linguistik in den neuen Bundesländern ging aus diesem Verteilungskampf geschwächt hervor. Die Weiterführung einiger Richtungen erschien hier nicht mehr opportun. Auch bei der Abwicklung der Akademie war man trotz sehr guter Evaluierungsergebnisse erfolgreich bemüht, Gruppen, die die soziale Funktion von Sprache und Kommunikation erforschten, total aufzulösen.

Vieles aus den sozial und kommunikativ orientierten Ansätzen lebt – in Deutschland – heute unter der Bezeichnung *Gesprächsforschung* fort, als *interaktionale Linguistik*, die sich – ganz allgemein gesagt – damit beschäftigt, „wie Sprache von der sozialen Interaktion geprägt wird und wie Sprache ihrerseits soziale Interaktion prägt“ (Selting/Couper-Kuhlen, 2000, 78), oder als *Kontaktlinguistik*, die sich mit dem Aufeinandertreffen, den Kontakten von Sprachen, oder genauer: von Sprechergruppen, und insbesondere mit den daraus entstehenden Konflikten beschäftigt.

3. Gibt es wirklich nichts Neues?

In der Vergangenheit war es bisweilen üblich, den Wechsel von einem Jahrzehnt zum anderen zum Anlass zu nehmen, Bilanz zu ziehen und künftige Aufgaben der Forschung zu umreißen. Nun ist kürzlich ein Jahrhundert – mehr noch: ein Jahrtausend – zu Ende gegangen, doch die Neigung zu Bilanzen und Prognosen fiel jedenfalls in der Sprachwissenschaft recht kärglich aus. Das mag verschiedene Ursachen haben: Vielleicht vollzieht sich die Umwälzung des Wissens doch nicht so schnell, wie oft behauptet wird; oder die Differenzierung der Wissenschaften ist inzwischen so weit gediehen, dass es einer neuen Zusammenfassung bedürfte, die aber noch fehlt; denkbar ist auch, dass manche Wissenschaften andere Sorgen haben, die eher das laufende und noch das nächste Jahr betreffen, nicht aber die fernere Zukunft; es mag auch mehr Bilanzen und Ausblicke gegeben haben, als mir – sicher zufällig – bekannt geworden sind. Vermutlich sind alle Gründe wirksam.

Eine der wenigen sprachwissenschaftlichen Konferenzen, die sich das Thema „Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik“ gab, fand – mit durchaus prominenter Beteiligung – im April 2001 in der Schweiz statt. Diese Konferenz entbehrte auch nicht einer gewissen Typik, wenngleich sie nicht für die gesamte Sprachwissenschaft als repräsentativ gelten kann. Zu den Schwerpunkten oder Kernthesen gehörten etwa diese:⁵

- Eine künftige Sprachwissenschaft müsse transdisziplinär orientiert sein

und den kartesischen Ansatz durch einen anti-kartesischen überwinden. Mit anderen Worten: Die durch die Chomsky-Richtung bewirkte Gegenstandsverengung müsse einer weiten, sozial oder kulturell orientierten Gegenstandskonstitution Platz machen. So jedenfalls der eben bereits erwähnte Ludwig Jäger im Hauptvortrag.

- Sprache dürfe nicht von der Kommunikation getrennt werden.
- Sprachwissenschaft müsse als Kulturwissenschaft begriffen werden; auch dies eine These, mit der vor allem die Grenze zu Forschungsansätzen gezogen werden soll, die sich um das Finden von sprachlichen Universalien als einer menschlichen, biologischen und damit kulturunabhängigen Grundausstattung bemühen.
- Ein ganzer Tag der Konferenz war den Sprachnormen und der Notwendigkeit von Sprachkritik gewidmet.
- Und schließlich ging es auch wieder um das Problem der ungenügenden Wahrnehmung der Sprachwissenschaft in der Öffentlichkeit.

Natürlich ist es legitim, in diesen Schwerpunkten den Kern dessen auszumachen, womit sich Linguisten auch in Zukunft beschäftigen werden. Weite Bereiche der wissenschaftstheoretischen Diskussion werden mit Sicherheit von ihnen besetzt werden. Ebenso gut könnte man aber auch sagen, dass hier Sprachwissenschaft von gestern, nicht von morgen vorgestellt wurde. Immerhin sind dies alles alte Themen, die den innerdisziplinären Streit seit mehr als zwei Jahrzehnten bestimmen (teilweise auch schon länger), auch wenn manches für neuer ausgegeben wird. Wirklich neue Ideen sind hier und auch andernorts nicht immer leicht zu finden.

3.1. Sprache als gestaltende Kraft

Es gibt weitgehenden Konsens darin, dass Sprache dazu dient, etwas auszudrücken, etwas wahrnehmbar zu machen, das in unserem Geist, Bewusstsein, Denken bereits da ist oder sich dort bildet, indem wir sprechen. In dieser eben vorgenommenen scheinbar geringfügigen Erweiterung steckt ein durchaus gewichtiges Problem. Nur unter einer ganz bestimmten Perspektive ist Sprache *Ausdruck* des Denkens. Unter einer anderen (biologischen oder auch kulturellen?) ist sie eher ein zunächst unabhängiges Organ, das dem Denken ein Gerüst gibt, das Wege für den Vollzug des Denkens vorzeichnet. Wie aber ist es angesichts dieser Erweiterung mit dem Verhältnis zu einer außerhalb existierenden Wirklichkeit? Wenn das Denken die Wirklichkeit „widerspiegelt“,

5 Ich stütze mich hier auf den Bericht von Holzer/Schmellentin/Sturm, 2001.

dann scheint es nahe zu liegen, dies auch auf die Sprache zu übertragen. Viele haben sich jedenfalls mit dieser Perspektive zufrieden gegeben. Es entstehen aber ein paar Probleme. Wie wir sprachliche Äußerungen verstehen, hängt von den Erfahrungen ab, die wir gemacht haben, von unserm Vor-Verständnis, von den Interessen, die uns aktuell oder dauerhaft leiten. Dies lässt sich zwar auch noch als Wirklichkeit fassen, aber es ist eine *für uns* existierende Wirklichkeit. Und wenn wir eine so geprägte Sprache verwenden, übernimmt die von uns versprachlichte Wirklichkeit notwendigerweise in bestimmtem Umfang diese Prägung. Worüber wir sprechen, *erscheint* uns in einem bestimmten Licht, nicht weil dies objektiv so ist (oder sein müsste), sondern weil es die verwendete Sprache nahe legt. In der Linguistik ist dies als *sprachliche Relativität* bekannt.

Das darin enthaltene Problem wird insofern immer gewichtiger, als wir in einer Welt leben, in der die Zahl unserer unmittelbaren Erfahrungen abnimmt, die der sprachlich und über sog. Medien vermittelten aber zunimmt. Wir sind immer mehr mit Informationen konfrontiert, deren Deutung gleich mitgeliefert wird. In gewisser Weise ist dies ein Merkmal des viel gepriesenen Informationszeitalters. Es ist ohnehin nicht der Normalfall, dass zwei Menschen eine Äußerung total gleich verstehen oder ein Hörer genau das, was der Sprecher in seinem Kopf hatte, auch wenn solche Idealisierungen in manchen linguistischen Theorien für nötig gehalten werden. Nun aber entziehen sich die Folgen des Auseinanderfallens von Äußerungsproduktion und -rezeption immer mehr der individuellen Kontrolle. Sie werden „von außen“ beeinflussbar.

Die Probleme des Verstehens von Texten, vor allem von solchen aus der Vergangenheit, waren ein zentraler Punkt der *Hermeneutik*, die die Rolle von Erfahrungshorizonten, das Verflochtensein von Sprache und Kultur und die Aushandelbarkeit von Deutungen in die Debatte gebracht hat. Damit wurde nicht einfach nur Wirkungsgeschichte auf Kosten der eigentlichen(?) Geschichte überdimensioniert dargestellt, wie Kritiker gern betonen. Die von der Hermeneutik aufgeworfenen Fragen sind auch ein Versuch, den bedrohlichen Herausforderungen einer modernen, auf einer Flut von Informationen aufbauenden Gesellschaft zu begegnen. Auf die Sprachwissenschaft hatte die Hermeneutik allerdings keinen besonders nachhaltigen Einfluss. Obwohl gerade die Textlinguistik Anregungen hätte brauchen können. Dass dafür kein fruchtbarer Boden bestand, mag auch daran liegen, dass sich die Textlinguistik lange Zeit mehr mit Strukturen und der Ko-Varianz von Text- und Situationsmerkmalen beschäftigte. Es war (und ist?) ja nicht einmal so leicht zu vermitteln, dass die Rezeption von Äußerungen eine eigenständige *Handlung* ist und

nicht einfach die Umkehrung der Produktion, so dass es – z.B. – zu jedem Produzenten-Text so viele Rezipienten-Texte gibt, wie es Hörer/Leser gibt.

Auch der *Konstruktivismus* hat, wenn man von Ausnahmen absieht, bisher keinen nachhaltigen Einfluss auf die Sprachwissenschaft. Obwohl auch er die Perspektive auf Sprache durch wichtige Aspekte bereichern könnte. Da ist etwa Maturanas These, dass die Grundfunktion der Sprache nicht die Übermittlung von Information oder die Beschreibung einer unabhängigen Außenwelt ist, sondern die Erzeugung eines konsensuellen Verhaltensbereichs zwischen sprachlich interagierenden „Systemen“. Information werde innerhalb des kognitiven Bereichs autopoietischer Systeme konstruiert. Oder mit anderen Worten: Der Autor ist verantwortlich für das, was er schreibt, nicht aber für das, was jemand liest; das wird nicht vom Text festgelegt, jedenfalls nicht allein und unbedingt, sondern von Struktur und Befindlichkeit des Lesers (vgl. S.J. Schmidt, 1987; auch Maturana, 1997). Für eine Sprachwissenschaft, die über bestimmte Idealisierungen hinaus will, ist es m.E. notwendig, darüber nachzudenken. Tatsächlich findet ja ein totales Verstehen nicht statt. Es reicht aus, wenn wir einen bestimmten, für uns wichtigen Teil der Information „konstruieren“.

Eine andere von Maturana geäußerte Idee ist diese: Wenn Sprache die Verhaltenskoordination organisiert, dann muss entwicklungsgeschichtlich eine ihrer Voraussetzungen die sein, dass sie wechselseitige Anerkennung und Achtung der Individuen herstellen und lenken kann. Eine Voraussetzung für Entstehung und Durchsetzung der Sprache müssen dann Bedürfnisse wie Zuneigung und Liebe eher gewesen sein als Konkurrenz, Konfrontation und Dominanz (Maturana, 1997). Wir können nur darüber spekulieren, was sich die ersten Menschen zu sagen hatten, aber solche Spekulationen bestimmen mit, was wir an der Sprache für wichtig halten. Oder anders herum: Unsere Spekulationen sind ein Spiegelbild dessen, was wir gewohnt sind für wichtig zu halten.

In gewissen Ansätzen hat konstruktivistisches Denken allerdings durchaus Eingang in die Sprachwissenschaft gefunden. Am deutlichsten sehe ich das in der allmählichen Aufweichung des vor allem in der frühen Soziolinguistik gängigen Konzepts der Ko-Varianz: Merkmale verschiedener Ebenen/Bereiche seien so aneinander gebunden, dass das Auftreten des einen das Auftreten des anderen nach sich ziehe. So glaubte man, Zusammenhänge relativ sicher rekonstruieren zu können. Und das Wissen der Kommunizierenden stellte man sich als in Komponenten oder Modulen geordnet vor, in die sie nach einer entsprechenden Situationsanalyse nur hinzugreifen hat-

ten. Inzwischen geht man eher davon aus, dass Sprecher und Hörer Zugang zu relativ flexiblen Ressourcen oder Potentialen in ihren Gedächtnissen haben, mit deren Aktivierung sie soziale und kulturelle Identitäten und damit wichtige Parameter einer Kommunikationssituation erst im Handeln *herstellen*, wobei diese weder für das aktuelle Ereignis noch für spätere Aktivitäten der Sprecher konstant bleiben müssen. Diese Perspektive wird dem *aktiven* Verhalten der Kommunizierenden besser gerecht, auch ihrem Veränderungs- oder Anpassungsstreben.

Aufgehoben ist solches Denken heute vor allem in der *interaktiven Linguistik* sowie in Richtungen, die sich mit *interkultureller Kommunikation* beschäftigen oder mit *language ideology* (für die eine deutsche Übersetzung wohl noch immer unzweckmäßig ist).

3.2. Die (alte) Furcht vor Verfall und Fremdeinfluss

Eine nicht seltene Perspektive auf Sprache sieht in dieser ein *Gut, das dem Verfall anheim gegeben ist*. In gewisser Weise ist dies eine Meta-Perspektive, denn sie setzt zunächst einmal voraus, in der Sprache ein Kulturgut zu sehen, ein Ergebnis kultureller, also auch pflegerischer Anstrengungen, oder aber einen lebenden Organismus, der, wie alles Lebende, nach einem Stadium der Blüte das des Niedergangs erleidet. Ein solcher Niedergang wurde (und wird) beispielsweise dann gesehen, wenn vollere Flexionsformen vergangener Sprachzustände reduzierten Formen weichen, wenn – in jüngerer Zeit – etwa der Gebrauch des Konjunktivs zurückgeht, der Genitiv mehr und mehr schwindet, Attribute „falsch“ dekliniert werden, der Kasusgebrauch in Appositionen durcheinander geht oder die Orthografie beliebig wird. Das alles sind zunächst *Normverletzungen*. Ihre Ursachen können verschiedenartig sein und haben jedenfalls etwas mit den Bedingungen zu tun, unter denen Sprache verwendet wird, also mit sich verändernden Anforderungen, mit Voraussetzungen, die die Kommunizierenden mitbringen, natürlich auch mit deren Bequemlichkeit, die euphemistisch als Sprachökonomie verstanden werden kann. Normverletzungen, die sich durchsetzen, bilden eine neue Norm, unter Umständen können sie auch bestimmte Momente der Struktur einer Sprache verändern. Dies war für die ältere Sprachwissenschaft ein Grund, strukturelle Unterschiede von Sprachen als Ausdruck eines spezifischen Entwicklungsstandes zu sehen und insbesondere Sprachen mit einer reichen Morphologie, wie sie für viele europäische Sprachen und vor allem das Deutsche charakteristisch ist, für „entwickelter“ zu halten. Heute tun dies nur noch Laien.

Menschen, die ihre Sprache verwenden, stehen dabei unter mancherlei Zwängen. Sie wollen mit ihren Äußerungen etwas bewirken, müssen ihnen also einen solchen Zuschnitt geben, dass dies auf eine möglichst günstige Art erreicht werden kann. Ihre Mitteilung muss verstanden und in einen bestimmten Interaktions- oder Beziehungsrahmen eingeordnet werden. Jede Sprache enthält zur Gewährleistung von *Verständigung* ein so reiches semiotisches Potential, dass hier, von der Sprache her, kaum Probleme auftreten, ein totales Versagen des Kommunikationsmittels in absehbarer Zeit also nicht zu befürchten ist – jedenfalls in jenen Bereichen nicht, in denen es tatsächlich und entsprechend reflektiert verwendet wird. Genau deshalb sind Hoch- oder Standardsprachen (wie das Hochdeutsche) wichtige kulturelle Leistungen von Sprachgemeinschaften. Die immer wieder erforderliche Kodifizierung und Überwachung von Normen ist ein Teil davon. Allerdings gehört es zur Natur einer (lebenden) Sprache, dass sie sich unaufhörlich verändert – ohne dadurch ihre Kommunikationstauglichkeit zu verlieren.

Sprache ist aber auch notwendiges Mittel der Identifikation, des Signalisierens von Zugehörigkeit oder Ausgrenzung, von Vertrautheit oder Fremdheit. In dem Maße, in dem Kommunikation das *Herstellen von Konsens* ist, gewinnt das Ausdrücken von Zusammengehörigkeiten an Bedeutung. Und das geschieht nun nicht mit „anderen“ sprachlichen Mitteln, sondern mit genau denen, die auch Verständigung ermöglichen, die aber in unterschiedlicher Weise den Beteiligten bekannt, vertraut oder fremd sind. Jede Gesellschaft besteht aus Gruppen, die intern und extern (mit anderen Gruppen) kommunizieren. Kommunikationsgegenstände und die Erfahrungen mit ihnen werden sich unterscheiden. Was intern vertraut ist, kann extern fremd sein, dennoch versteht man sich, wenn beide es wollen, etwa Spezialisten und Laien. Jede Sprachgemeinschaft hat Nachbarn, die eine andere Sprache sprechen. Die „fremde Sprache“ genießt genau wie die Fachsprache manchmal ein hohes Prestige, ein andermal wird sie abgelehnt oder gefürchtet. Und dann werden Werte verschiedenster Art auf die eigene oder die fremde Sprache projiziert: Man hält die Art, in der etwas gesagt wird, für überzeugend oder unglaubwürdig, für anspruchsvoll oder trivial, für sachlich oder parteiisch; man erkennt schöne und hässliche, einfache und schwierige Sprachen. Man *verhält sich* zum anderen Sprecher und zu dem, was er sagt.

Was hier abläuft, ist ein komplexer Prozess, in dem soziale und interethnische Verhältnisse auf eine sprachliche Folie bezogen werden, auf der dann oft auch die diesen Verhältnissen innewohnenden Differenzen ausgetragen werden. Es ist aber letztlich nie irgendeine Sprache schuld daran, wenn sich

Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt fühlen, weil sie andere nicht verstehen oder selbst nicht verstanden werden. Deshalb kann auch die Lösung solcher Probleme nicht allein die Aufgabe von Sprachwissenschaftlern sein, wie es andererseits aber auch problematisch ist, wenn Gruppen dabei den Ton angeben, die von Sprache oft recht vereinfachte Vorstellungen haben (wie etwa Politiker oder Journalisten).

Für unsere heutige Gesellschaft wird eine deutliche Zweiteilung sichtbar: Auf der einen Seite gibt es Gruppen, die mit meist überzeugenden Beispielen für sprachliche Gedankenlosigkeit eine zunehmende Verwahrlosung des Sprachgebrauchs heraufkommen sehen:

„Noch nie haben Schriftsteller so schludrig geschrieben, haben Politiker seichter und ungeschliffener geredet, Journalisten gewissenloser und opportunistischer geschrieben, ist die deutsche Sprache an deutschen Schulen mehr vernachlässigt worden als heute – von der Sprache in Werbung und Massenmedien ganz zu schweigen.“ (Ueding, 2002)

Und von vielen wird, m.E. weniger überzeugend, eine Verdrängung des Deutschen durch das Englische und das Entstehen einer Mischsprache befürchtet. – Diesen kaum überhörbaren Gruppen steht auf der anderen Seite die große Mehrheit derer gegenüber, denen Sprache mehr oder weniger gleichgültig ist oder die sich allenfalls aus Gründen einer politischen Korrektheit für ihre Pflege einsetzen würden.

Hinzu kommt noch ein besonderes deutsches Problem: Die sprachprägenden Eliten haben in der deutschen Geschichte wiederholt einen erstaunlichen Mangel an Verbundenheit mit der eigenen kulturellen Tradition gezeigt. Ein solches von Störungen nicht freies Verhältnis zur deutschen Vergangenheit, auch zur Sprache vorangegangener Generationen, ist offensichtlich auch für die heutige Zeit charakteristisch. Als Ursache mag hier die Zeit des Nationalsozialismus und das durch ihn beschädigte Ansehen der Deutschen eine Rolle spielen. Gegen eine so direkte Erklärung spräche allerdings, dass die Zahl der Deutsch als Fremdsprache Lernenden nach einem Höhepunkt in den 70er Jahren heute wieder rückläufig ist. Offenbar doch deshalb, weil der Anreiz, Deutsch zu lernen, geringer wird. Oder schärfer formuliert: weil es in deutscher Sprache immer weniger Interessantes zu lesen oder zu hören gibt. Ein Beispiel dafür ist auch der Rückgang des Deutschen als Wissenschaftssprache, den man freilich ebenso als Ausdruck des Zusammenwachsens der Welt oder wenigstens der scientific community verstehen kann.

Die sprachprägenden Eliten im heutigen Deutschland zeichnen sich nicht nur durch eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Sprache

aus, sie sind auch mit einer Bildung ausgestattet, die sie diese Gleichgültigkeit gar nicht wahrnehmen oder sogar noch rechtfertigen lässt. Wenn eins der reichsten Bundesländer meint, mit dem Slogan *man könne alles, nur nicht Hochdeutsch* auf sich aufmerksam machen zu müssen, dann ist das eigentlich ein erschreckendes Armutszeugnis für Deutschland und ein PISA-würdiger Nachweis mangelhafter sprachlicher Bildung der sich so Darstellenden – was nur dann funktioniert, wenn man von seiner Umgebung annimmt, sie müsse sprachliche Kompetenz in ähnlicher Weise geringschätzen.

Die besondere Gemengelage von Motivationen für Warnungen vor dem Niedergang des Deutschen und Aufrufen zum Kampf dagegen macht es relativ schwer, vernünftige Wege für ein Gegensteuern in den notwendigen Fällen zu finden. So ist denn der Kampf gegen Sprachverfall auch zu einer Domäne konservativer bis extrem rechter Wortmeldungen geworden, während sich Linke mit diesem Thema eher schwer tun, es wohl auch unterschätzen. So dürfte es noch ganze Weile bleiben, trotz des immer wieder einmal auflebenden Interesses einer breiteren Öffentlichkeit.

3.3. Sprache und Kultur

Eine neue und sich in mancher Hinsicht revolutionär gebende Sicht auf Sprache und Kommunikation ist in den letzten Jahren von einer Denkrichtung formuliert worden, die sich als *Memetik* bezeichnet und mit Begriffen und Analogien aus der Genetik die Kulturwissenschaft zu erneuern versucht; mehr noch: sie versteht sich auch als neue Brücke zwischen Natur- und Kultur- bzw. Geisteswissenschaften, und ihre Wortführer sind ihrer Ausbildung nach auch so etwas wie moderne Universalgelehrte, Multiwissenschaftler, wie man heute sagt. Als ihr Begründer gilt Richard Dawkins, ein Soziobiologe. Es wäre sicher nicht ganz abwegig, die Memetik als wenig wissenschaftskonforme, allenfalls interessante, aber doch auch ans Unseriöse grenzende spekulative Denkrichtung abzutun. In einigen zentralen Punkten ist jedenfalls Widerspruch anzumelden. Andererseits ist sie ein Versuch, Fragen nach den Möglichkeiten der Sprache und nach der Zukunft des über sie verfügenden Menschen auf eine neue Art zu stellen. Zumindest insofern sollte sie unsere Aufmerksamkeit verdienen. Dass die Genetik heute zu einem Lieferanten von Leitideen wird, ist ja naheliegend.

Der Grundgedanke der Memetik ist, dass in der Evolution zwei Stufen zu unterscheiden sind, eine biologische, deren zentraler Begriff das *Gen* ist, und eine geistige oder kulturelle, die auf der Verbreitung von *Memen* beruht. *Meme* sind – der Begriff ist zweifellos recht unscharf und bedürfte der Präzi-

sierung – Gedanken, die sich zu erinnerbaren Einheiten zusammenschließen und so Kulturen konstituieren. Der „Zweck“ von Genen besteht in ihrer Replikation. Und die gelingt mit manchen ihrer Wirte (den Lebewesen) besser als mit anderen, so dass bestimmte, sich zufällig ergebende Träger bevorzugt werden und schließlich eine Folge von Entwicklungsschritten bilden, die dann eben als Evolution wahrnehmbar ist. Als die Gehirne irgendwann so weit entwickelt waren, dass sie Ideen speichern, verändern, weitergeben und empfangen, also *kommunizieren* konnten, entstand ein neuer Schauplatz der Evolution: die Gehirne, die sich vermittels ihrer Ideenproduktion und -bearbeitung als immer nützlicher dafür erwiesen, ihre DNA-Wirte am Leben zu erhalten und zu ernähren und sie so in den Dienst einer immer effektiveren Vervielfachung zu stellen, nun nicht mehr der Erbinformation, sondern aller wesentlichen, von den Gehirnen geschaffenen und in ihnen gespeicherten gedanklichen Hervorbringungen. (Nach Richard Brodie, 1996, einem in Computerwissenschaft, Psychologie und Linguistik ausgebildeten früheren technischen Assistenten von Bill Gates und Autor des Textverarbeitungsprogramms Word.)

Dabei spielt nun die Sprache eine ganz entscheidende Rolle. Die genetische Evolution vollzieht sich beim Menschen in Schritten, die 20–30 Jahre dauern. Aus der Perspektive eines Mems, wenn dieses eine hätte, wäre unser Geist nur dazu da, dieses Mem zu kopieren. Und das geschieht immer schneller, unvergleichlich schneller als das Kopieren und Verbreiten der Gen-Struktur, das ja an biologische Zeitmaße gebunden ist. Die Sprache des Menschen revolutionierte das Vervielfachen und Verbreiten von Memen, indem sie es ermöglichte, Neues (noch nicht Gedachtes) zu erzeugen, Verbindungen herzustellen und so auch auf Abwesendes und Künftiges zu verweisen. Gleichzeitig verband die sprachliche Kommunikation die Menschen miteinander. Sie mussten sich nicht mehr auf eigene Erfahrungen beschränken, sondern konnten sich die Erfahrungen anderer sowie „kollektive“ Erfahrungen aneignen. Dazu Peter Russel, Computerwissenschaftler mit einer Ausbildung in Mathematik, Physik und Psychologie:

„Das war ein großer evolutionärer Schritt, vielleicht genauso bedeutungsvoll wie der Beginn der sexuellen Reproduktion zwei Milliarden Jahre zuvor. Zwei Zellen konnten zusammenkommen und durch den Austausch genetischer Information ihre vererbten Datenbanken teilen: ein Durchbruch, der ... es ermöglichte, daß neue Arten tausend Mal schneller entstehen konnten. Auf ähnliche Weise können die Menschen über die Sprache ihre eigenen Erfah-

rungen und das, was sie gelernt haben, austauschen. Die Folge war ein vergleichbarer Schub in der Evolutionsrate.“ (Russel, 1996)

Die Verbreitung von Memen beschleunigt sich mit der Entwicklung der Kommunikation, vor allem also durch die Einbindung *technischer Medien* in den zwischenmenschlichen Austausch, wenn etwa Sprache an Schrift gebunden wird oder wenn schriftliche Mitteilungen durch den Buchdruck massenhaft erzeugt werden können. Oder wenn später technische Medien zur Übertragung gesprochener und gedruckter Mitteilungen verwendet werden: Telefon, Radio, Fernsehen, bis hin zu immer leistungsfähigeren Computern. Am Ende der absehbaren Entwicklung wird ein *globales Gehirn* gesehen, eine vernetzte Menschheit. De Rosnay, ein französischer Biologe und Informatiker, spricht vom *Homo symbioticus* und nennt die vernetzte Menschheit den *Kybionten* (de Rosnay, 1997).

Dazu auch noch einmal Peter Russel, 1996:

„Die Vernetzung der Menschheit, die mit der Entstehung der Sprache begann, ist nun bis zu dem Punkt fortgeschritten, an dem Information mit Lichtgeschwindigkeit an jeden und überallhin gesendet werden kann. Milliarden von Botschaften in einem immer weiter wachsenden Kommunikationsnetz schwirren hin und her und vernetzen den Geist von Milliarden von Menschen zu einem einzigen System. ...“

Russel weist auf Ähnlichkeiten hin zwischen der Art, wie das menschliche Gehirn wächst, und wie sich die Menschheit entwickelt:

„Das embryonale menschliche Gehirn durchläuft zwei große Entwicklungsphasen. Die erste ist eine riesige Explosion der Nervenzellen. Acht Wochen nach der Empfängnis beginnend, explodiert die Anzahl der Neuronen und wächst jede Stunde um Millionen an. Nach fünf Wochen verlangsamt sich jedoch diese Dynamik fast so schnell, wie sie begann. Die erste Stufe der Gehirnentwicklung, das Wachstum der Zellen, ist nun abgeschlossen. An diesem Zeitpunkt besitzt der Fötus bereits die meisten Nervenzellen, die er für den Rest seines Lebens haben wird.“

Das Gehirn leitet die zweite Phase seiner Entwicklung ein, wenn Milliarden isolierter Zellen sich untereinander zu verbinden beginnen ... Bei der Geburt kann eine typische Nervenzelle direkt mit einigen Tausend anderen Zellen kommunizieren. ... Bei einem Erwachsenen haben manche Nervenzellen direkte Verbindungen mit einer Viertelmillion anderer Zellen.

Ähnliche Trends kann man in der menschlichen Gesellschaft beobachten. Während der letzten Jahrhunderte wuchs die Zahl der „Zellen“ im embryonalen globalen Gehirn. Heute jedoch verlangsamt sich das Bevölkerungs-

wachstum und gehen wir gleichzeitig in die nächste Phase über, in der der Geist von Milliarden von Menschen in einem einzigen integrierten Netzwerk zusammenwächst.“

Ich glaube nicht, dass die Bevölkerungsentwicklung als Analogie taugt. Aber selbst wenn sich das Wachstum verlangsamen würde (zum Problem vgl. Khalatbari, 2002), wären wir von einer „Vernetzung“ der Menschheit vorerst weit entfernt. Dem stehen die eher zunehmenden Unterschiede in der Ausstattung mit Kommunikationstechnik ebenso entgegen wie das Fehlen ideeller und motivationaler Voraussetzungen. Ganz abgesehen davon, dass ein geistig-kulturelles Zusammenschließen Orwellschen Ausmaßes gar nicht unbedingt wünschenswert sein muss. Globalisierung im Interesse der ökonomisch Mächtigen und das Vorhandensein neuer technischer Möglichkeiten schaffen noch keinen neuen Horizont in der Menschheitsentwicklung.

Sobald unsere Gehirne Ideen produzieren und verbreiten können, suchen sie auch nach Wegen, dies möglichst effektiv zu tun. Dazu Richard Brodie 1996 in seinem Buch „Virus of the Mind“:

„Die populärsten und vorherrschenden Bestandteile unserer Kultur sind am erfolgreichsten beim Kopieren von Memen.“

„In der Evolution von Tieren hatten jene mit einer überlegenen Fähigkeit, bestimmte Informationen zu kommunizieren, einen Überlebens- und Reproduktionsvorteil gegenüber anderen. Um welche Informationen handelt es sich dabei? Um solche, die mit den vier biologischen Grundsituationen zu tun haben: Information über Gefahren, über Futterplätze, über ihre Bereitschaft, sich zu paaren.“

„Meme, die Gefahr, Essen und Sex enthalten, verbreiten sich schneller als andere Meme, weil wir so geschaltet sind, ihnen höhere Aufmerksamkeit zu widmen – wir haben Knöpfe für diese Themen.“

Wir wissen nicht, was sich die Menschen zu sagen hatten, als die sprachliche Kommunikation für sie noch neu war. Es könnte so gewesen sein. Und das würde auch manches in der heutigen Kommunikation plausibel machen:

„All diese Meme sind noch heute sehr stark. Es wäre überraschend, wenn dies nicht so sein würde, da unsere Gehirne sich in der DNA-Evolutionsskala erst kürzlich so entwickelt haben, daß wir Bewußtsein besitzen und daher über die Fähigkeit verfügen, Meme in hohem Ausmaß zu kommunizieren.“

„Menschen besitzen viele sekundäre Triebe, die mit verschiedenen starken Gefühlen verbunden sind, und Meme, die diese Gefühle aktivieren, haben einen evolutionären Vorteil.“

... Genauso wie sich die DNA repliziert, wenn der von ihm produzierte Organismus überlebt und sich reproduziert, replizieren sich Meme, wenn das von ihnen ausgelöste Verhalten die Aufmerksamkeit anzieht...

Die memetische Evolution geschah schnell und ereignet sich weiterhin in großer Geschwindigkeit. Praktisch von dem Augenblick an, als wir dazu imstande waren, Meme zu kopieren, begannen diese sich zu entwickeln. Sie entwickelten sich weg von den fundamentalen Memen, für deren Verbreitung unsere Gehirne geschaffen wurden, und hin zu Memen, die sich aus irgendeinem Grund besser verbreiteten, die fitter waren. Meme entwickelten sich durch kulturelle "Organismen" in der Umwelt der menschlichen Gesellschaft, ebenso wie die DNA sich durch Organismen in der Umwelt der Erde entwickelte.“

Man könnte solche Ideen in eine Richtung weiterdenken, die die Bedeutungslosigkeit des Menschen offensichtlich macht: Er wird zu einem bloßen Mittel der Replikation besonders hartnäckiger Meme. Nicht der Mensch entscheidet sich für die Lektüre eines Buches oder das Ansehen eines Filmes, sondern die in diesen Produkten einer Kultur enthaltenen Meme „nutzen“ eine besondere Anfälligkeit des Menschen, um sich zu verbreiten. Sie unterordnen sich die Menschen. – Als Kritik an der modernen Massenkultur ist dieser Ansatz sicher überzogen. Auch die in der Memetik bemühten Analogien zur biologischen Evolution erweisen sich für eine realistische Analyse der Bedrohung menschlicher Kultur als nur bedingt geeignet. Dennoch gibt es hier einen bemerkenswerten Kern, der – auch wieder bildlich – durch den Vergleich mit Computerviren deutlich wird, dem eigentlichen Anliegen von Brodies Buch:

„Ideen infizieren. Wir nehmen sie vom Verhalten anderer Menschen, von den Bruchstücken der Kultur um uns herum auf. Das ist großartig, wenn die Ideen, die wir aufnehmen, gut sind und uns bei dem helfen, womit wir uns im Leben beschäftigen. Das Problem ist, daß sich Ideen, wie wir gesehen haben, entsprechend der Fitheit ihrer Meme verbreiten und nicht nach dem Grad ihrer Nützlichkeit für unser Leben oder ihrer Wahrheit.

So schön es sein könnte, sich vorzustellen, daß wir uns auf eine bessere, zivilisiertere und mitfühlendere Welt hin entwickeln, so entwickeln wir uns doch in Wirklichkeit hin auf eine Welt voller Meme und Viren des Geistes, die sich besser replizieren.

... Was sich uns heute spontan aufdrängt, ist ein schrecklicher Mischmasch zwischen der alten Verdrahtung unserer Gehirne für die vorgeschicht-

liche Zeit und den völlig verschiedenen Herausforderungen und Möglichkeiten der modernen Welt.

Unser Gehirn ist noch immer so verdrahtet, daß es Situationen Aufmerksamkeit schenkt und für sie Gefühle entwickelt, die für uns in vorgeschichtlichen Zeiten wichtig waren, jedoch einzig in dem Sinn, daß sie unseren Genen dazu halfen, so viele Kopien wie möglich von sich herzustellen. Die Ideen, die sich am leichtesten verbreiten und daher in die Gesellschaft eindringen, sind jene, die leicht in das alte Steinzeitgehirn eindringen können. Die ganze Wissenschaft war ein konzertierter Versuch, diese natürliche Selektion der Steinzeitideen durch unsere Gehirne zu vereiteln und stattdessen Ideen zu selektieren, die nützlich sind, die funktionieren, die genaue Modelle der Wirklichkeit sind.“ (Brodie, 1996)

Unser Denken ist auf das Verwenden von Bildern, „erfolgreichen“ Begriffen, Leitideen angewiesen. Auch wenn die evolutionsgeschichtlichen Analogien zwischen Genen und Memen, die das gedankliche Gerüst der Memetik ausmachen, zu spekulativ sein mögen, gibt es auf der Ebene der Erscheinungen doch verblüffende Ähnlichkeiten, die es zumindest erlauben, Fragen nach dem Vorteil – und auch dem Nachteil? –, den die Menschen von der verbalen Sprache haben, auf eine neue Art zu stellen. Die so provozierten Antworten dürften vorsichtiger und bescheidener ausfallen als manche früheren.

In einem Papier, auf das ich im nächsten Abschnitt näher eingehe (NBIC 2002), gibt es einen Beitrag (ebenda, 279ff.), der die Memetik als mögliche neue Wissenschaft für ein besseres Verständnis menschlicher Kultur empfiehlt. Gerade weil wir davon bisher so wenig verstanden und keine allgemeine Theorie zur Erklärung hätten – was in dieser Zuspitzung sicher eine nicht untypische Fehleinschätzung ist –, könnten uns biologische Metaphern und Methodologien der Informationswissenschaft weiterhelfen: eben das Mem-Konzept, aber auch die Eigenschaft bestimmter Proteine, der Chaperone, nicht Informationsträger im eigentlichen Sinn zu sein, sondern die Interaktion anderer Proteine zu regeln:

„On the sociocultural level, religious ideologies appear to have chaperone roles that may help keep individuals focused on important daily activities rather than getting caught up in unsolvable dilemmas and becoming unable to act.“ (NBIC 2002, 280)

Wie gesagt, ich neige hier zur Vorsicht. Das ist alles noch keine *Theorie* der menschlichen Kultur. Aber Anregungen, wie wir uns den Ablauf bestimmter sehr komplexer Prozesse bildlich vorstellen könnten, erhalten wir wohl.

3.4. Sprache und neue Technologien

Im Juni 2002 wurde von der *National Science Foundation* und dem *Wirtschaftsministerium der USA* (Department of Commerce) – also nicht von irgendjemandem – eine umfangreiche und beeindruckende Zusammenstellung von Wissenschaftsprognosen vorgelegt, die für die nächsten 10–20 Jahre eine wissenschaftliche Renaissance voraussagen, die durch das Zusammenwirken von Nanotechnologie, Biotechnologie, Informationstechnologie und kogniti-

ver Wissenschaft möglich werden soll.⁶ Einen nicht unwichtigen Platz nehmen darin auch die Verbesserung der Kommunikation und die Nutzung von Möglichkeiten der Sprache ein. Zweifel an der Realisierbarkeit des Programms sind allerdings ebenso angebracht wie an der Wünschbarkeit einiger „Verbesserungen“.

Beeindruckend fand ich das Papier tatsächlich. Doch der Eindruck blieb – wenigstens für mich – etwas zwiespältig. Die fast grenzenlose Fortschrittsgläubigkeit verträgt sich nicht so recht mit dem, was die Menschheit bisher tatsächlich erreicht hat. Für die Mehrzahl der Menschen dürfte es auf absehbare Zeit anstrengend und teilweise auch gefährlich bleiben, für den bloßen Erhalt des Lebens zu sorgen. All unsere bisherigen Erfahrungen zeigen, dass immense soziale, kulturelle und ethnische Probleme das Zusammenleben eher immer schwieriger machen. Sie fallen nach ein paar technischen Neuerungen – so beeindruckend die auch sein mögen – nicht einfach in sich zusammen. So erstaunt es denn auch nicht, dass die Sozialwissenschaften im „alten“ Sinn an den vorgelegten Prognosen kaum beteiligt waren. Für die Sprachwissenschaft gilt das selbstverständlich genauso. Und wenn von „moderner“ Zivilisation und von Kultur die Rede ist, dann ist damit vor allem die US-amerikanische gemeint. All dies macht auf einen kritischen Leser einen bisweilen auch beängstigenden Eindruck. Aber dann bleibt da noch der Rest von vorausgesagten Entwicklungen, die von den Beiträgern für sehr bald realisierbar gehalten werden. Und auch das Staunen darüber, was alles als denkbar erscheint. Man könnte es auch positiver formulieren: über welche Ressourcen die Menschheit vielleicht verfügte, wenn sie all ihre anderen Pro-

6 NBIC 2002: *Converging Technologies for Improving Human Performance: Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology, and Cognitive Science*. Das vollständige Papier ist zugänglich unter: <http://wtec.org/ConvergingTechnologies>. Darauf beziehen sich auch meine Seitenangaben.

bleme gelöst hätte und sich nur noch um den technischen Fortschritt und die damit mögliche Verbesserung der Lebensqualität zu kümmern brauchte.

Das Papier beginnt mit der Feststellung, dass wir an der Schwelle einer neuen Renaissance der Wissenschaft stehen. Diese werde möglich durch die bevorstehende Vereinigung von Wissenschaften und Technologien, durch eine holistische Perspektive, was ganz neue Technologien hervorbringe, die Gesellschaftsstruktur effektiver mache, menschliche Fähigkeiten enorm erweitere, die Leistungen der Gesellschaft und die Lebensqualität erhöhe.

„The sciences have reached a watershed at which they must combine if they are to continue to advance. The New Renaissance must be based on a holistic view of science and technology that envisions new technical possibilities and focuses on people.” (NBIC 2002, 2)

Das Papier besteht neben einem Überblick (Overview) aus 6 spezielleren Teilen:

- A. Overall Potential of Converging Technologies
- B. Expanding Human Cognition and Communication
- C. Improving Human Health and Physical Capabilities
- D. Enhancing Group and Societal Outcomes
- E. National Security
- F. Unifying Science and Education

In unserem Zusammenhang sind vor allem die Teile B und D von Interesse.

Teil B befasst sich mit Projekten, die das Ziel haben, den menschlichen Geist besser zu verstehen und daraus Verbesserungen der Kommunikation abzuleiten. Allerdings ist die Frage *What is mind?* eine der zentralen des ganzen Papiers. Der Grundgedanke der uns hier stärker interessierenden Abschnitte ist vor allem der, dass mit Hilfe von Computersimulationen Entscheidungen leichter und präziser werden, dass dank der Leistungsfähigkeit neuer Speichermedien das menschliche Gedächtnis umfangreicher und effektiver werden kann (oder anders herum: die Speichermedien werden bald so weit entwickelt sein, dass sie die Kapazität des menschlichen Gehirns erreichen), und dass dank der Kleinheit von Geräten, die solche Speichermedien aufnehmen, der Mensch ständig und überall Zugang zu ihren Möglichkeiten haben wird, künftig sogar in Form von implantierten Zusatzorganen. Schließlich wird eine schrittweise Ersetzung der natürlichen Systeme/Organe durch „bessere“ künstliche erfolgen.

„Today, there is good reason to believe that a combination of methods, drawing upon varied branches of converging science and technology, would be more effective than attempts that rely upon mental training alone. ...

We will be able to build a vast variety of humane machines that adapt to and reflect the communication styles, social context, and personal needs of the people who use them.” (Ebenda, 85)

So wird z.B. für möglich gehalten, dem Menschen ein vollständiges und genaues Lebenszeit-Gedächtnis einzupflanzen, aus dem er wie aus einem Videofilm alles abrufen kann, was er je erlebt hat. Als ob es auf diese Vollständigkeit und Genauigkeit überhaupt ankäme! Übrigens wird bei dieser Rückrufbarkeit des je Erlebten mit keinem Wort auf die doch fundamentale Beteiligung der Sprache am Gedächtnis verwiesen. Seine Leistungsfähigkeit ist eben nicht allein eine Frage der Speicherkapazität.

Die Verbesserung der sprachlichen Kommunikation wird in dem Bericht an zwei Stellen extensiver und spezieller behandelt. Recht bescheiden bleibt das zunächst, wenn über die Möglichkeiten einer *visual language* geschrieben wird: Die Menschen denken visuell, und sie denken in Sprache. Vereint man beide Arten, könnte etwas Neues entstehen, das vorhandene Fähigkeiten integriert und die Kommunikation sehr viel effektiver macht. Ansätze dazu gebe es bereits, etwa mit den vielen Computerprogrammen, die verschiedenste Visualisierungen erzeugen. Ausdrücklich verwiesen wird auf PowerPoint. Mit der entstehenden visuell-verbale Sprache werde es u.a. möglich, komplexe Gedanken zu repräsentieren und die Gedanken besser zu gliedern, „thought chunks“ herzustellen. Das wiederum erzeuge ein komplexeres Denken, wie es etwa in der interdisziplinären Kommunikation erforderlich sei; es könne aber auch Politikern helfen, Entscheidungen zu treffen, und Kinder könnten an jedem Ort dasselbe lernen (ebenda, 124ff.).

Hier wird auf eine seit langem bekannte, ohne Zweifel nützliche und immer wieder verwendete Art der kombinierten Präsentation von Gedanken hingewiesen. Dank der Entwicklung der Computer-Technik kann zweifellos auch – kurzfristig – immer bessere Software geschaffen werden, die Sprache und Bild (oder Grafiken) miteinander verbindet. Der zunehmende Gebrauch solcher Verbindungen mag auch – längerfristig – Einfluss auf unser Denken haben, so wie etwa der Umgang mit schriftlichen Texten unser Denken beeinflusst hat und noch beeinflusst – oder wie die Art verwendeter Computer-Texte (oder SMS-Texte) unser schriftsprachliches Ausdrucksvermögen auch reduzieren und damit letztlich ebenfalls unser Denken beeinflussen kann. Wie weit dadurch aber in einem Zeitraum von 10 bis 15 Jahren etwas wirklich Neues entstehen und unsere „kommunikative Intelligenz“ vermehrt werden kann, wie das Papier prognostiziert (ebenda, 124), erscheint mir zweifelhaft.

Teil D des Papiers (*Enhancing Group and Societal Outcomes*) befasst sich mit den Möglichkeiten, soziale Beziehungen zu harmonisieren und Men-

schen einander anzupassen. Hier vor allem erschreckt der offenbar unerschütterliche Glaube an die rein technische Lösbarkeit aller Probleme:

„The productive capacity of intelligent machines could generate sufficient per capita wealth to support an aging population without raising payroll taxes on a shrinking human labor force. Over the next three decades, intelligent machines might provide the ultimate solution to the Social Security and Medicare crisis. Benefits and services for an aging population could be continuously expanded, even in countries with stable or declining populations.” (Ebenda, 256)

Jedenfalls könnte ökonomisches Wachstum bei gleichzeitiger Erhöhung des sozialen Wohlbefindens der gesamten Menschheit unbegrenzt möglich sein.

„Understanding of the mind and brain will enable the creation of a new species of intelligent machine systems that can generate economic wealth on a scale hitherto unimaginable. Within a half-century, intelligent machines might create the wealth needed to provide food, clothing, shelter, education, medical care, a clean environment, and physical and financial security for the entire world population. Intelligent machines may eventually generate the production capacity to support universal prosperity and financial security for all human beings. Thus, the engineering of mind is much more than the pursuit of scientific curiosity. It is more even than a monumental technological challenge. It is an opportunity to eradicate poverty and usher in a golden age for all human kind.” (Ebenda, 259)

Kernstück der Geräte, über die ein Mensch auf dem Weg in dieses goldene Zeitalter verfügen sollte, ist der *Kommunikator* (The Communicator), eine Art Sprachanalysator und Kommunikationssimulator. Anfangsziel ist es, mit ihm die Barrieren zu überwinden, die die Kommunikation erschweren. Verwiesen wird hier auf die Leistungen von Computer-Programmen, z.B. wieder von PowerPoint (was mir allerdings unverständlich ist; einschlägiger wären hier verschiedene Textverarbeitungs- und -erkennungsprogramme oder Übersetzungsprogramme). Der Kommunikator fungiert als eine Art Equalizer für die Kommunikation, als ein Gerät also, das Kommunikationsweisen aneinander anpasst.

Weiter könnten mit dem Kommunikator physikalische Behinderungen der Kommunikation, also etwa Schwierigkeiten in der gegenseitigen Erreichbarkeit, überwunden werden. Oder Menschen könnten elektronisch gespeicherte Information mit sich führen, Informationen faktisch über alles, auch über die eigene Person; und diese Informationen könnten bei Bedarf ihrem Träger und anderen Personen zugänglich gemacht werden. Auch emotionale Zustände könnten zu diesen Informationen gehören. Es könnte eine künstli-

che Person (Avatar) geschaffen werden, mit deren Hilfe z.B. Verhandlungen durchgespielt werden. Der Kommunikator könnte als Trainer und Lehrer fungieren (ebenda, 266). Mit seiner Hilfe könnte herausgefunden werden, wie das Individuum am besten lernt. Die Avatar-Komponente könnte sogar menschliche Erscheinungsformen und Verhaltensweisen in einer 3-D-Umgebung annehmen. So könnte sie in gefährliche Situationen geschickt werden, z.B. um mit einem Geiselnnehmer zu verhandeln (ebenda, 267). Sie könnte als Haus-Krankenschwester dienen oder als Gesellschafter für ältere Menschen (ebenda, 268). (Ich finde es übrigens in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich, welche Einsatz-Bereiche man sich für den Kommunikator vorstellt.) Der Kommunikator kann auch als Erzieher dienen. Er könne Vorurteile minimieren und würde so zu einem generellen Equalizer werden. Das könnte Bedeutung haben für die meisten benachteiligten Menschen (disadvantaged people) der Welt. Ihnen würde der Kommunikator Informationen in einer Form zur Verfügung stellen, die sie sofort benutzen könnten. Sie wären nicht mehr vom globalen ökonomischen und kulturellen System isoliert.

„On a more fundamental level, such a smart device could have a tremendous impact on the most disadvantaged people around the world, those who lack clean drinking water, adequate food supplies, and so on. Despite the lack of physical infrastructure like telephone cables, wireless Communicator technology could offer them the world of information in a form they can immediately use. Such knowledge will improve their agricultural production, health, nutrition, and economic status. No longer isolated from the global economic and cultural system, they will become full and valued participants.” (Ebenda, 269)

„Implementation of the entire vision will require an effort spanning one or two decades, but the payoff will be nothing less than increased prosperity, creativity, and social harmony.” (Ebenda, 270)

So wird es möglich, das „globale ökonomische und kulturelle System“ auch dort einzuführen, wo selbst primitive infrastrukturelle Voraussetzungen einstweilen noch fehlen. Nur Wunschenken?

Schon die ersten Schritte der Implementierung solcher Technologien schließen ein, dass in einem bislang unvorstellbaren Ausmaß Daten über Personen gesammelt werden müssten, die jetzt noch – wie unvollkommen auch immer – überall geschützt sind. Es würde also die Gefahr des „big-brotherism“ entstehen (ebenda, 271). Oder scheinbar positiv gewendet: Das Ende der Kontrolle über personenbezogene Informationen würde neue Grundlagen für soziale Macht entstehen lassen:

„For example, a possible result might be the development of monolith corporations with cells of individuals who can do tasks, and as those tasks move from corporation to corporation, the cells would move as well. In this case, benefits, pay scales, etc., would be set outside the bounds of a traditional corporation. In this case, individual loyalty would be to the area of expertise, the profession, and not the company. Corporations would become clearinghouses linking agents to problems as new clients come with new problems.“ (Ebenda, 271)

Also doch wieder eine Orwellsche Vision, die über den heute oft befürchteten unkontrollierten Zugang zu genetischen Informationen weit hinausginge? Hier begegnen wir von einer anderen Seite her dem in der Memetik vorausgesagten globalen Gehirn einer vernetzten Menschheit.

Was aber ist, wenn wir in das „goldene Zeitalter“ eingetreten sind, wenn wir wissen, was Mind ist, und wenn das globale Gehirn ohne jede Beschränkung immer mehr Informationen anhäuft? Ein Beitrag in dem Bericht greift diese Fragen („the really crazy ones“, ebenda, 150f.) auf. Dann nämlich wird der individuelle, persönliche, biologische Träger der Information (*the human meat machine*) überflüssig. Der Geist könnte dann auch auf einer anderen „Hardware“ laufen, einer, die unsterblich ist, die sich mit Lichtgeschwindigkeit verbreiten kann, für die es keine räumlichen Grenzen mehr gibt.

Ich weiß nicht, ob es so weit kommen wird, so weit kommen kann. Jedenfalls hat die Sprache den Menschen in die Lage versetzt, auch über eine sehr ferne Zukunft nachzudenken und zu kommunizieren. Selbst wenn der Inhalt immer verrückter wird.

* * *

Perspektiven-Wechsel sind in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass gewohnte Zusammenhänge in Frage gestellt, „anders gedacht“ werden. Wenn man sich umsieht, gibt es durchaus Versuche, Sprache auf eine neue, ungewohnte Art zu sehen. Aber solche Versuche haben sich noch kaum zu tragfähigen Konzepten entwickelt, aus denen eine nachhaltige Neuordnung von Forschungsansätzen hervorgehen könnte, schon gar nicht in der Sprachwissenschaft. Einstweilen wird also die auf der Basis bestehender Paradigmen betriebene „normale Wissenschaft“ noch andauern, wenngleich die Zahl der „Rätsel“ deutlich zunimmt.

Das Festhalten an Traditionen mag besser sein, als „jeder Mode hinterherzulaufen“, ein Vorwurf, der gern erhoben wird, wenn neue Ideen aufkommen und hoffnungsvoll und neugierig aufgegriffen werden. Das Weiterführen des „Bewährten“ kann auch Ausdruck von Solidität sein. Andererseits sollten wir

uns aber immer dessen bewusst bleiben, dass wir so viel über die Sprache als Voraussetzung und Basis für menschlichen Geist und soziales Zusammenleben noch gar nicht wissen. Für selbstverständlich Gehaltenes einmal „anders zu denken“, könnte vielleicht weiterhelfen. Zu welchem Zeitpunkt das sinnvoll ist, wird allerdings meist erst im Nachhinein deutlich.

In der Diskussion bin ich unter anderem gefragt worden, ob und in welcher Weise sich auch meine persönliche Sicht auf die Sprachwissenschaft verändert habe. Dass eine solche Sicht über Jahrzehnte hin gleich bleibt, ist eigentlich kaum zu erwarten. Jedenfalls dann nicht, wenn man nicht auf einem ganz speziellen Gebiet tätig ist. Dennoch gibt es auch Kontinuität. Relativ am Anfang stand für mich der Versuch, Ideen der generativen Grammatik auf die Syntax des Deutschen (zusammengesetzte Sätze, Attribute) anzuwenden. Dies lief zunächst ganz erfolgreich. Erst der weiterführende Versuch einer Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke stieß aus mehreren Gründen auf Schwierigkeiten. Zu den Gründen gehörten teils mehr oder weniger banale und praktische, teils aber wohl auch konzeptionelle. Geblieben ist aus diesen Beschäftigungen eine Ahnung von der Mächtigkeit der menschlichen Sprache. Geblieben ist aus den damaligen Auseinandersetzungen aber auch die Überzeugung, dass die von der generativen Grammatik für wichtig gehaltenen Eigenschaften der Sprache nicht die einzigen sind, die unser Staunen verdienen. Deshalb habe ich die demonstrative Uninteressiertheit an der sozialen Funktion der Sprache nie für mich übernehmen können und habe nach anderen Zugängen gesucht: Was geschieht, wenn Menschen ihr Zusammenleben mit Hilfe der Sprache organisieren? Interessant erscheint dabei weniger, wie Menschen durch ihre Sprache (oder ihre spezifischen Redeweisen) charakterisierbar sind, sondern mehr, wie durch den Gebrauch von Sprache soziale Wirklichkeiten konstituiert werden. Beim Suchen nach Antworten war für mich das Tätigkeitskonzept der sowjetischen Psychologie wichtig. Hinweise auf die Interessen- und Bedürfnisgeleitetheit menschlichen Handelns, auch des sprachlichen Handelns, fand ich vor allem beim jungen Marx, später zunehmend auch beim Konstruktivismus. Dadurch wurde es leichter, die Relativität dessen, was Menschen sagen (und denken) besser zu verstehen – ein Gewinn sicher nicht nur für den Sprachwissenschaftler. Und dass ich mir weiteren Erkenntnisgewinn auch für die Sprachwissenschaft in Verfolgung dieser Linie vorstellen kann, versteht sich beinahe von selbst.

Literatur

- Bierwisch, Manfred (1993): Ludwig Jägers Kampf mit den Windmühlen. Anmerkungen zu einer merkwürdigen Sprach(wissenschafts)verwirrung, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Bd. 12, Heft 1, S. 107–112.
- Brodie, Richard (1996): Die Evolution der Meme. – Es handelt sich hier um ein von Heise-Telepolis veröffentlichtes Kapitel aus Brodies bekanntem Buch „Virus of the Mind“, das den Übergang von den Genen zu den Memen und deren Verhältnis zueinander behandelt. Unter:
<http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2081/2.html>.
- Chomsky, Noam (1957): Syntactic Structures, 's-Gravenhage.
- Chomsky, Noam (1997): Language and Mind: Current Thoughts on Ancient Problems, unter: <http://www.utexas.edu/courses/lin380l/nc-pap1.htm>. unhttp://
www.utexas.edu/courses/lin380l/nc-pap2.htm.
- Chomsky, Noam (2000): The Architecture of Language, Auszüge unter: http://monkeyfist.com/ChomskyArchive/linguistics/arch_html.
- Hartung, Wolfdietrich (Hrsg., 1991): Kommunikation und Wissen. Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsgebiet, Berlin.
- Holzer, Horst / Steinbacher, Karl (Hrsg., 1972): Sprache und Gesellschaft, Hamburg.
- Holzer, Jacqueline / Schmellentin, Claudia / Sturm, Afra (2001): Wissenschaftstheoretische Perspektiven einer künftigen Linguistik, 18.–21. April 2001, Monte Verità, in: Sprachreport, Heft 3, 20/22.
- Humboldt, Wilhelm von (1963): Werke in fünf Bänden. III. Schriften zur Sprachphilosophie, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Berlin.
- Jäger, Ludwig (1993): „Language, what ever that may be“. Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Bd. 12, Heft 1, S. 77–106.
- Keiler, Peter (2002): Lev Vygotskij – ein Leben für die Psychologie, Weinheim und Basel.
- Khalatbari, Parviz (2002): Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern – eine Abart der demographischen Transition, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 51, S. 131–151.
- Maturana, Humberto (1997): Was ist erkennen? München, Zürich, 2. Aufl.
- NBIC (2002): Converging Technologies for Improving Human Performance: Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology, and Cognitive Science, unter: <http://wtec.org/ConvergingTechnologies>.
- Rosnay, Joel de (1997): Homo symbioticus. Einblicke in das 3. Jahrtausend. – Ein Ausschnitt daraus ist veröffentlicht unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2091/2.html>.
- Russel, Peter (1996): Auf dem Weg zum globalen Gehirn. – Veröffentlicht unter: <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/mem/2080/2.html>.
- Saussure, Ferdinand de (1969): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin (französische Erstauflage 1916; erste deutsche Übersetzung 1931).

- Schmidt, Siegfried J. (1987): Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.), *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/M., S. 11–88.
- Selting, Margret / Couper-Kuhlen, Elizabeth (2000): Argumente für die Entwicklung einer ‚interaktionalen Linguistik‘, in: *Gesprächsforschung* 1, S. 76–95.
(unter: www.gespraechsforschung-ozs.de).
- Steinthal, H. (1855): *Grammatik, Logik und Psychologie*, Berlin.
- Ueding, Gert (2002): *Macht über Marionetten. Die Zerstörung der Kultur durch die Zerstörung der Sprache*. – Zitiert nach der Wiedergabe auf der Website des Vereins deutsche Sprache unter www.vds-ev.de/literatur/texte/ueding-rede.php.
- Wurche, Jens (1999): *Marx und Engels in der DDR-Linguistik. Zur Herausbildung einer „marxistisch-leninistischen Sprachtheorie“*, Frankfurt am Main u.a.